

Ein Grundlagenwerk über das Berndeutsche

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1985)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1985/II

Ein Grundlagenwerk über das Berndeutsche

In bezug auf das Berndeutsche hält sich die populäre Verwechslung von Mundartgrenzen und Kantonsgrenzen am hartnäckigsten. Dies beklagt Rudolf Hotzenköcherle in seinem Buch über die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Er begründet dann aber auch, warum in diesem Fall die Identifikation von Kanton und Sprache eine im Bewusstsein des Deutschschweizers so tief verankerte Realität ist: sie beruht nämlich auf der Profiliertheit und Massierung der mit dem Begriff «Berndeutsch» verknüpften Eigentümlichkeiten und «einer schwer zu beschreibenden, aber höchst ohrenfälligen, charakteristischen Intonation». Um so merkwürdiger ist es angesichts der Bedeutung und Eigenart dieser Sprache, dass ausgerechnet sie bis heute von den Linguisten vernachlässigt worden ist, während doch für Zürich Albert Weber schon 1948, für Luzern Ludwig Fischer 1960 und für Basel Rudolf Suter 1970 den Typus der volkstümlichen Gegenwartsgrammatik geschaffen haben.

Diese stark empfundene Lücke hat nun Werner Marti durch eine umfassende, mit grosser Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlichem Tiefgang erarbeitete berndeutsche Grammatik ausgefüllt. Was Paul Zinsli in der «Zeitschrift für Mundartforschung» (Band XX, 1951) über Webers zürichdeutsche Grammatik schrieb, möchten wir auf Marti

übertragen: «Noch nie ist eine schweizerdeutsche Mundart so durchgreifend als Ganzes erforscht worden vom Lautlichen über die Formen zum Syntaktischen, ja bis in die Wortbildung hinein.» Mit dieser Übertragung einer damaligen Wertung auf Marti möchten wir gleichzeitig ausdrücken, dass er seine Vorgänger nicht nur gebührend zu Rate zog, sondern sie auch überholt hat.

Dass die Kantonsgrenzen nicht mit den Mundartgrenzen identisch sind, musste Marti weniger kümmern als die starken Unterschiede innerhalb seines Kantons. Er schaffte sich zunächst Luft, indem er das Berner Oberland mit seinen vielen Eigenheiten ganz ausklammerte, um sich auf die Sprache zwischen Thun und dem Jura, das sogenannte Mittelbernsche zu beschränken. Ausser der schon genannten Intonation, die Marti als «sehr schwer zu beschreibende Sprechweise» qualifiziert, kennzeichnen das Berndeutsche die Aussprache der alten Diphthonge *ei* und *au* mit *é* und *o* im Auftakt, die offene Aussprache von *e*, *o* und *ö*, die Vokalisierung von *l* im Auslaut, bei Geminat und vor Konsonant (*viu*, *Chrauuue*, *Miuch*), die Velarisierung von *nd* zu *ng* (*finge*, *Hung*), der zweigliedrige Plural beim Verb (nach «wir» und «sie»: *lache*, *chöi*, *wei*, aber nach «ihr»: *lachet*, *chöit*, *weit*), die Formen *geit* und *steit*

für «geht» und «steht», die höfliche Anrede mit *Dir* und viele typische Vokabeln. Im Süden und Osten kommt dazu noch die Monophthongierung von *ei*, *ou* und *öi* und im Westen und Norden die Verdampfung von altem *aa* zu *oo*. Marti visualisiert die lautlichen Hauptregionen in einer Tabelle, was neuartig und nachahmenswert ist, aber der Benutzer wäre doch recht froh, wenn Marti zur Ergänzung der Tabelle einige Karten beigegeben hätte. Das Buch hätte dadurch nicht dicker werden müssen, denn den Platz für die Karten hätte er leicht gewinnen können, wenn er auf einige in einer Dialektgrammatik überflüssige Ausflüge in die allgemeine Linguistik verzichtet hätte.

Werner Marti ist selbst Germanist und beruflich als Seminarlehrer in Biel tätig. Seine akademische Ausbildung als Dialektologe hat er mit einer Dissertation über «Wäärche – schaffe, Ein Wortfeldkomplex in der Sprache des bernischen Seelands» (1968) abgeschlossen. Marti hat bei der Ausarbeitung seiner Grammatik keine Mühe gescheut; er hat dem Volk aufs Maul geschaut, andere Grammatiken konsultiert und sein Werk fünfzehn Jahre lang reifen lassen. Das Ergebnis entspricht dem Aufwand. Bei sorgfältiger Lektüre macht man in jedem Abschnitt wertvolle Entdeckungen und fühlt sich zu mancherlei sachlichen oder methodo-

logischen Überlegungen herausgefordert, doch kann der Rezensent hier aus Platzgründen unmöglich in Details gehen. Hingegen wird man an dieser Stelle einmal grundsätzlich auf die martische Orthographie zurückkommen müssen. Marti gibt korrekterweise zu, dass ihm die Professoren Glatthard, Ramseyer und Zinsli geraten hatten, die bewährte Diethschrift zu verwenden. Es ist ewig schade, dass er anders entschieden hat. So konnte sein Buch auch nicht – wie die drei genannten Sprachlehren – in die Reihe «Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen» aufgenommen werden, die der Bund Schwyzer-tütsch betreut, wo es doch seiner

Qualität und seiner wissenschaftlichen und sprachpolitischen Bedeutung gemäss hineingepasst hätte.

Auch wenn Marti in der ihm eigenen Bescheidenheit nicht den Anspruch erhebt, in sprachzieherischer Weise zu wirken, so wird sein Buch doch den Lehrern und den Mundartschriftstellern als Werkzeug dienen, mit dessen Hilfe sie das gute Berndeutsch pflegen können. Für den Linguisten aber ist es ein Quellenwerk zur Erforschung des Berndeutschen; es bereichert unsere sprachwissenschaftliche Literatur auf erfreuliche Weise.

Arthur Baur

Werner Marti: Berndeutsch-Grammatik, Francke Verlag Bern 1985, Fr. 48.–

ben dem Latein zitiere ich noch die Übersetzung von R. A. Schröder): Zunächst der berühmte Anfang, in seiner programmatischen Knappheit unübertroffen: *Arma virumque cano / Waffen sing ich und Mann (Schröder wirft den Leser ohne Zögern in die Kunstsprache hinein) / Löö mi la singe vom Kampf u vom Held... – wirkt das nicht zu gemütlich? Oder die schauerliche Leere des Unterweltsgangs (6. Buch 268 ff.):* *Ibant obscuri sola sub nocte per umbram / perque domos Ditis vacuas et inania regna / quale per incertam lunam sub luce maligna / est iter in silvis... Göh si itz dert vo der Nacht alleini versteckt dür e Schatte / dür di verödete Hüser, dür lääri Goue vom Pluto / So wi ne Wäg düre Wald geit unger verschwommenem Liecht vom / schwechliche Moon... Man vergleiche Wortwahl, Rhythmus, Klang der Silben... – Eine gewaltige Arbeit, aber wozu? für wen? Was bei Homer sinnvoll war, scheint bei Vergil abseitig.* Jürg Bleiker

Francke Verlag Bern 1984, Fr. 36.–

Übersetzungen ins Berndeutsche

Vergils Aeneis

Schweizerdeutsch wird dann und wann auch für Übertragungen höchster weltliterarischer Texte eingesetzt, aus verschiedenen Gründen, vielleicht bloss zum Beweis, dass der Dialekt der Vorlage ebenbürtig sei. Ein neues Werk dieser Umsetzungen ist Walter Gfellers «Vergil bärndütsch: Aeneis» (ein Parallelstück zu Albert Meyers Übersetzung der Odyssee und zu Gfellers eigener Übertragung der Ilias Homers).

Zweifellos eine sehr grosse, sorgfältige, liebevolle Arbeit. Liegt's am Zürcher Rezensenten, dass er sich für die Mundartfassung nicht erwärmen kann? Zumindest glaubt er schon die nachgerade zum Mythos gewordene Behauptung, Berndeutsch sei für den Hexameter besonders geeignet, in keiner Weise, und Gfeller selbst meldet bemerkenswerte Bedenken an (S. 302).

Dann stören die Zusammenstöße von Mundart und lateinisch-griechischen Namen:

Für e Enkeladus, säge si, u für e Köus als jüngschi Schweschter (S. 79/179) Suhn, di typhoische Blitze vom höchste Vatter verachtisch (S. 26/665). – der buschper Romulus (S. 15/275) usw.

Vor allem aber scheint die lateinische Stilhöhe Vergils nicht von der Mundart erreichbar. Vergil erzählt ja nicht bloss farbenreichen, ereignisdichten Stoff, sondern seine Kunst besteht in der unvergleichlichen Architektur der Verse, der Dichte jeder Formulierung. Gemäss seiner Biographie erarbeitete er jeden Tag nur ganz wenige (*paucissimi*) Verse – bei einem Werk von rund 10000 Hexametern! – und wollte wegen winziger Mängel das ganze Epos vernichtet haben. Wie soll Mundart diese «Künstlichkeit» (im besten Sinne) erreichen können? Zwei Gegenüberstellungen zeigen das Problem (ne-

«Farinet» von Ramuz

Wiederum legt uns H. U. Schwaar eine seiner Ramuz-Übersetzungen ins Berndeutsche auf den Tisch, und wiederum liest man mit Vergnügen diese mit grosser Einfühlungsgabe und wachem Kunst- und Sprachverständnis unternommene Umformung in ein anderes Idiom. Der Übersetzer ist sich der vielfältigen Probleme seines Unternehmens völlig bewusst und legt sie denn auch im dritten Abschnitt seines Nachworts dar.

Im Gegensatz zu «*La grande peur dans la montagne*» war es nicht möglich, die Handlung ins bernische Gebiet des Emmentals zu übertragen, zu sehr ist der Roman mit dem Wallis verhaftet. Der inneren Stimmigkeit wegen